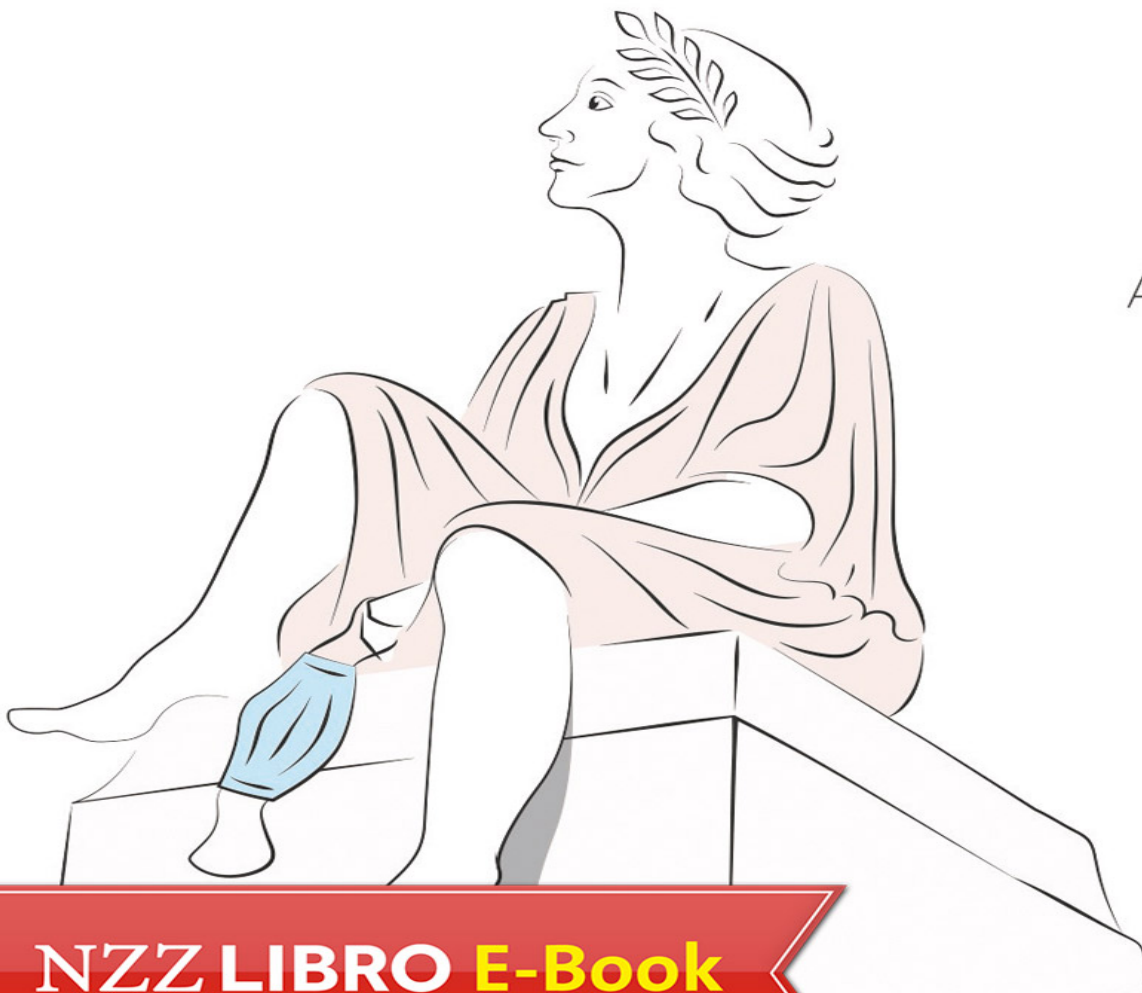


Weissbuch Corona

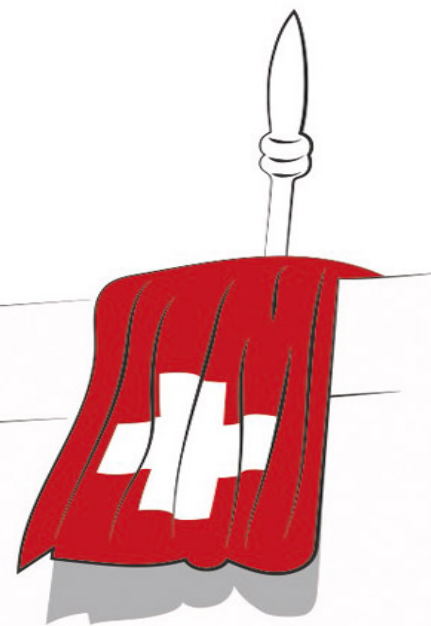
Die Schweiz nach der Pandemie
Befunde – Erkenntnisse – Perspektiven

Frank Rühli
Andreas Thier
(Hg.)



NZZ LIBRO E-Book

NZZ Libro



Weissbuch Corona

Die Schweiz nach der Pandemie
Befunde – Erkenntnisse – Perspektiven

Frank Rühli
Andreas Thier
(Hg.)



NZZ LIBRO E-Book

NZZ Libro

Frank Rühli, Andreas Thier (Hg.)

Weissbuch Corona

Die Schweiz nach der Pandemie

Befunde – Erkenntnisse – Perspektiven

NZZ Libro

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Der Text des E-Books folgt der gedruckten 1. Auflage 2021 (ISBN 978-3-907291-54-2) © 2021 NZZ Libro, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel
Lektorat: Ulrike Ebenritter, Giessen
Umschlaggestaltung: icona basel
Gestaltung, Satz Inhalt: Claudia Wild, Konstanz
Datenkonvertierung: CPI books GmbH, Leck

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, des Vortrags, der Entnahme von Abbildungen und Tabellen, der Funksendung, der Mikroverfilmung oder der Vervielfältigung auf anderen Wegen und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Eine Vervielfältigung dieses Werks oder von Teilen dieses Werks ist auch im Einzelfall nur in den Grenzen der gesetzlichen Bestimmungen des Urheberrechtsgesetzes in der jeweils geltenden Fassung zulässig. Sie ist grundsätzlich vergütungspflichtig. Zuwiderhandlungen unterliegen den Strafbestimmungen des Urheberrechts.

ISBN Print 978-3-907291-54-2
ISBN E-Book 978-3-907291-55-9

www.nzz-libro.ch

NZZ Libro ist ein Imprint der Schwabe Verlagsgruppe AG.

Inhalt

Frank Rühli / Andreas Thier

Der Schweizer Umgang mit der Corona-Pandemie

Kultur und Gesellschaft

Konrad Schmid

Religion und Werte

Heiko Hausendorf

Kommunikation mit und durch Sprache

Marianne Hochuli

Die Schweiz nach der Pandemie – die Perspektive einer
Nichtregierungsorganisation

Janine Dahinden

Genderaspekte: verschärfte Ungleichheiten

Laurence Kaufmann / Marine Kneubühler / Fabienne Malbois

Das Soziale im Angesicht der Pandemie

Samia Hurst-Majno

Ethik

Jeanne Devos / Egbert Tholl

Kultur (Sprechtheater)

Numa Bischof Ullmann

Reflexionen aus der Sicht des Intendanten eines

Sinfonieorchesters

Volker Reinhardt

Pest 1348, Corona 2021 – ein historischer Vergleich

Lilo Lätzsch

Digitaler Fortschritt und persönliche Beziehungen – die Schule von morgen braucht beides

Staat und Regierungshandeln

Felix Uhlmann

Notrecht

Eva Maria Belser

Existierte die Schweiz während der Pandemie? Die Eigenheiten der Schweiz und ihre Eignung für den Krisenfall

Julia Hänni

Rechtskultur

Roger de Weck

Die Durcheinanderschweiz – starke Demokratie, schwache Öffentlichkeit? Am Beispiel von Corona und Europa: Wie die allgemeine Inkohärenz der nationalen Kohäsion dient

Matthias Oesch

Schweiz und Europa

Dölf Biasotto

Kantonale Regierungsarbeit – ein Corona-Praxisbericht aus Appenzell Ausserrhoden

Karin Kayser-Frutschi

Innere Sicherheit in der Zeit der Covid-19-Pandemie

Aldo C. Schellenberg

Sicherheitspolitischer Handlungsbedarf bei der
Bewältigung von Katastrophen und Notlagen

Michael Köpfler / Ahmet Kut

Grünliberale Partei Schweiz

Rebekka Wyler

Politische und organisatorische Herausforderungen: die
SP in der Coronakrise

Peter Keller

Corona macht die gesellschaftliche Spaltung noch
sichtbarer

Gesundheitswesen und Medizin

Andreas Faller

Das Gesundheitswesen

Beatrix Frey-Eigenmann

Spitäler und Pflegezentren

Matthias Egger

Wissenschaft und Forschung

Abraham Bernstein / Florent Thouvenin

Pandemie als Informationskrise: Wege aus dem «Data-
Lockdown»

Wirtschaftliche Dynamiken

Daniel Kalt

Konjunktur

Regine Sauter

Handel im Spiegel der Pandemie

Alexander Wagner

Covid-19 und Finanzmärkte

Hans-Ulrich Bigler

Die Perspektive der KMU: Führungsmängel in der Pandemiebekämpfung

Marcel Sennhauser

Chemie, Pharma, Lifesciences – forschende Industrien als Chance für die Menschheit

Patrick Raaflaub

Risikoversorge und Risikodialog

Thomas Porchet

Energiewirtschaft

Ulrich Weidmann

Verkehr

Ludovica Molo

Das Territorium nach Covid – neue Formen des Zusammenlebens

Jörg Arnold

Der Tourismus in der Schweiz nach der Pandemie

Katrin Schneeberger

War die Pandemie für die Umwelt gut oder schlecht?

Bilanz und Ausblick

Frank Rühli / Andreas Thier

Bilanz und Ausblick – Befunde, Erkenntnisse,
Perspektiven

Autorinnen und Autoren

Der Schweizer Umgang mit der Corona-Pandemie

Die Covid-19-Pandemie hat die Welt an Abgründe geführt. Sie hat das tägliche Leben von uns allen erfasst, sie ist von Anfang an ein globales Phänomen gewesen und sie hat zu Einschränkungen von Freiheit geführt, die in ihrer weltweiten Verbreitung beispiellos zu sein scheinen.

Auch für die Schweiz bedeutete die Covid-19-Krise eine Herausforderung in einem enormen Ausmass. Das gilt umso mehr, als sie seit der Spanischen Grippe 1918 – 1920, anders als etwa die von SARS betroffenen südostasiatischen Regionen, keiner Epidemie ausgesetzt gewesen war.¹ Jetzt, im Sommer 2021, ist es noch zu früh für eine Antwort auf die Frage, ob diese Situation sich beim Umgang mit der gegenwärtigen Pandemie ausgewirkt hat. Zudem sind die Ursprünge und die initialen Dynamiken von Covid-19 derzeit ungeklärt.²

Dagegen scheint uns der Zeitpunkt gekommen zu sein, um im Rückblick auf die Geschehnisse seit 2020 danach zu fragen, wie, mit welchen Strategien und Vorgehensweisen, zukünftig Krisen wie der Covid-19-Pandemie am besten begegnet werden sollte. Dabei haben wir den Blick von vornherein und sehr bewusst auf die Schweiz gerichtet. Sie

zeichnet sich durch ein gerade für Pandemien sehr spezielles Setting aus: Das Territorium ist überschaubar, zugleich aber auch physisch mit den Territorien der Nachbarländer verzahnt. Dem entspricht die enorme Abhängigkeit der Wirtschaft von den benachbarten nationalen Märkten. Im Blick auf die Schweiz zeigen sich aber auch sehr plastisch die Vor- und Nachteile grossen nationalen wie individuellen Wohlstands und der selbst auferlegten Pflicht zur perfekten - wenn auch nicht immer schnellsten - Lösung. Hinzu treten eine stark föderalistische Herrschaftsordnung und eine basisdemokratisch ausgerichtete Legitimations- und Entscheidungskultur. Diese Rahmenbedingungen sind natürlich sehr gut bekannt. Naturgemäss nicht klar war und ist dagegen, wie die Schweiz auf die Krise reagierte, was die Krise in der Schweiz bewirkte und - vor allem - welche Befunde und Schlussfolgerungen sich für die Zukunft aus der Retrospektive ergeben.

Damit ist das zentrale Anliegen dieses Buchs beschrieben. Es soll versuchen, die Beobachtungen, Deutungen und Bewertungen aus einem möglichst breiten Spektrum von Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Kultur zu erfassen. Das ist kein Selbstzweck, auch wenn die Beiträge dieses Bands sicherlich auch wertvolle Quellen künftiger zeitgeschichtlicher Analysen sein können. Wesentlich war für uns die Zielsetzung, als - soweit ersichtlich - schweizerischer Primeur in der Krise gewonnenes Erfahrungswissen zu bündeln und so einen kleinen Beitrag zur notwendigen Debatte über die bisherige und künftige

Krisenresilienz zu leisten. Dabei musste die Auswahl der angesprochenen Themen begrenzt bleiben. Zudem geht es nicht um Schuldzuweisungen oder gar persönliche Kritik. Entscheidend ist vielmehr, welche Konsequenzen aus den bisherigen Erfahrungen mit dem Pandemiegeschehen in der Schweiz gezogen werden sollten. Die Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bands waren deswegen gebeten, drei Fragen in der Form eines kurzen Essays zu beantworten:

- Wie hat die Covid-19-Krise die Schweiz generell verändert?
- Was sind konkrete Beispiele von mittel- und langfristig zu erwartenden Anpassungen in Ihrem gesellschaftlichen Bereich?
- Was ist die Rolle Ihres Bereichs für eine zukünftige verstärkte nationale Krisenresilienz?

Wir sind sehr dankbar, dass eine Vielzahl von Autorinnen und Autoren bereit gewesen ist, sich mit diesen Fragen auseinanderzusetzen. So sind die Beiträge dieses Buchs entstanden. Es sind Einschätzungen, die aus der Perspektive der Wissenschaft abgegeben worden sind, die aber auch vielfach die Sichtweisen von Branchen und Institutionen spiegeln und die manchmal auch anekdotisches Erfahrungswissen einfließen lassen. In ihrer Vielfalt bieten diese Beiträge Diskussionsgrundlagen und Referenzpunkte für die weitere Auseinandersetzung mit der Covid-19-Pandemie in der Schweiz.

Anmerkungen

- 1 Staub, Kaspar et al.: «The «Pandemic Gap» in Switzerland across the 20th Century and the Necessity of Increased Science Communication of Past

Pandemic Experiences, in: *Swiss Medical Weekly* (2020). <https://smw.ch/op-eds/post/the-pandemic-gap> (Zugriff: 24. 8. 2021).

- 2 Vgl. dazu Rühli, Frank et al.: «Do not call it COVID-19, it might have been the second wave», in: *Medical Hypotheses* 144 (2020). <https://doi.org/10.1016/j.mehy.2020.110285>.

Kultur und Gesellschaft

Religion und Werte

I. Die Schweiz in der Covid-19-Krise: Rückkehr zu Grunderfahrungen

Die Schweiz gehört zu den sichersten und wohlhabendsten Ländern der Welt. Für ihre Einwohnerinnen und Einwohner machte der Ausbruch von Covid-19 eine seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr gekannte individuelle und kollektive Vulnerabilität sichtbar: Die Hilflosigkeit gegenüber der Krankheit und deren für viele Betroffene dramatischen Folgen, das anfängliche Fehlen einer medizinischen Prävention und eines Heilmittels sowie die gesellschaftlichen Einschränkungen aufgrund von Shutdowns (eigentliche «Lockdowns» kannte die Schweiz bislang nicht) haben die Menschen auf die Grunderfahrung zurückgeworfen, dass sie Teil, nicht Lenker ihrer Welt sind. Die Schweiz wurde damit zurückgeholt in eine Erfahrungswelt, an die sie sich kaum mehr erinnern konnte: Der kollektive, nicht nur der individuelle Gesundheitszustand ist fragil, das persönliche und soziale Leben ist brüchig und langfristige Planungen sind kaum möglich.

Was früheren Generationen selbstverständlich war, hat sich dem gegenwärtigen Bewusstsein unmittelbar und

schmerzhaft wieder aufgedrängt: Unsere Lebenswelt ist nicht nur Verfügungsmaterial, zu schützende Natur oder sozialer Begegnungsraum, sondern sie hat auch unberechenbare, gefährliche Seiten. Dass sich dieses Bewusstsein wieder eine Stimme verschaffen konnte, hängt im Fall von Covid-19 auch damit zusammen, dass die moderne Schweiz Teil einer globalisierten Welt ist, mit der sie auf vielfache Weise vernetzt ist – besonders durch Handel, Wirtschaft und Tourismus. Die Covid-19-Krise ist zwar von aussen auf die Schweiz zugekommen, aber eine Schweiz ohne internationalen Kontext gibt es heute nicht mehr.

Doch nicht nur Not, sondern auch Solidarität hat die Schweiz in der Covid-19-Krise geprägt: Durch die Erfahrung der Pandemie sind grundlegende Verpflichtungen zwischenmenschlicher und ethischer Art wachgerufen worden, die nicht nur, aber auch der längerfristigen religiösen und kulturellen Tradition der Schweiz entstammen: In Notsituationen, in denen Hilfeleistungen nur beschränkt möglich sind, gilt der Schutz, den die Gemeinschaft erbringen kann, zunächst ihren schwächsten Mitgliedern und denen, die sich um diese kümmern. Natürlich ergeben sich auch hier schwierige Abgrenzungsfragen im Einzelnen, doch niemand hat sich dafür eingesetzt, in der Krise zunächst für die mächtigen, starken und wichtigen Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft, Militär oder welchen gesellschaftlichen Zusammenhängen auch immer zu sorgen. Ein Blick nur schon in die jüngere Geschichte zeigt, dass diese Option keineswegs immer und überall als absurd

empfundener worden wäre – in der Schweiz wie auch in vielen anderen Ländern musste man hierüber nicht diskutieren.

Schliesslich hat sich gezeigt, dass das von der Schweiz erträumte, aber auch oft gelebte Modell einer Insel der Glückseligen in einer minderprivilegierten Umgebung weder realistisch noch nachhaltig ist. Die modernen Herausforderungen machen vor den Landesgrenzen nicht halt. Aber auch im Innern zeigt sich, dass man mit einem unkoordinierten Vorgehen von Gemeinden und Kantonen einer Krise wie der Covid-19-Pandemie nicht wirkungsvoll begegnen kann. Isolationismus – auf welcher Ebene auch immer – ist in modernen Problemlagen nicht möglich.

Will man diese Veränderungen schlagwortartig zusammenfassen, so lässt sich festhalten: Die Covid-19-Krise hat die Schweiz schmerzhaft daran erinnert, dass menschliches Leben verletzlich ist und bleibt, dass bestimmte Herausforderungen grösser sind als die ihnen entgegengestellten «Lösungen» und dass man einer Krise wie dieser Pandemie nur in gemeinsamen, koordinierten Anstrengungen begegnen kann. Die Herausforderungen im Zusammenhang mit Covid-19 haben die Schweiz aber auch an ihre solidarischen und humanitären Wurzeln erinnert, deren sachlicher Gehalt zumindest im innenpolitischen Bereich fraglos von allen beteiligten politischen Akteurinnen und Akteuren respektiert worden ist. Das Wahrnehmen internationaler Verantwortung durch die Schweiz ist demgegenüber limitiert geblieben: Die Impfstoffverteilung an ärmere Länder war kein vorrangiges Thema, das Agieren in der gleichzeitig sich abspielenden,

nach wie vor dramatischen Flüchtlingskrise in der Ägäis blieb konturlos – um nur zwei Beispiele zu nennen.

II. Religion in der Krise und Religion im Wandel

In Zeiten der Pandemie war die Religion – konkret: die Kirchen und die Religionsgemeinschaften, aber auch die Theologie – auf verschiedenen Ebenen gefragt. Religion umfasst kognitive, soziale und emotionale Dimensionen; in ihren unterschiedlichen Traditionen und Denominationen sind sie beständigen Entwicklungen unterworfen. Die Covid-19-Krise hat zu bestimmten Ausformungen und Akzentuierungen geführt, die für die Zukunft der geglaubten und gelebten Religion von Bedeutung sein werden.

In kognitiver Hinsicht leben alle Religionen nachgerade davon, dass menschliches Leben grundsätzlich stärker durch Unverfügbares als durch Verfügbares bestimmt wird: Der Zeitpunkt und der Ort der eigenen Geburt, die Zufälligkeit prägender Sozialkontakte, die Unvorhersehbarkeit des eigenen Lebens – all dies lässt sich nicht kontrollieren oder steuern und bestimmt die Menschen doch grundlegend. Die Religionen halten mit ihren Traditionen Deutungsmöglichkeiten bereit, diese Unverfügbarkeiten in kultureller Vermittlung zu interpretieren und einzuordnen. Die Pandemie hat sich als eine Chance für sie gezeigt, diese grundsätzliche Dimension der Unverfügbarkeit des menschlichen Lebens hinter seinen konkreten Vollzügen jeweils deutlich

herauszustellen - auch wenn diese Herausforderung de facto nicht immer hinreichend angenommen worden ist. Die gesamtgesellschaftliche Aufgabe der Religionsgemeinschaften besteht nicht darin, ihre eigenen Positionen zu propagieren, sondern darin, die «religious literacy» der Bevölkerung zu erhöhen. Sie dienen damit zum Beispiel der Prävention von Verschwörungstheorien, deren Verbreitung in der Covid-19-Pandemie etwa mit der Höhe der Impfbereitschaft umgekehrt proportional korreliert ist. Dass die religiösen Akteure in dieser Hinsicht natürliche Partner der Politik sind, liegt auf der Hand.

Was die soziale Dimension betrifft, so ist zweierlei zu bemerken. Einerseits erfuhren die Kirchen und Religionsgemeinschaften während der Pandemie eine bevorzugte Behandlung, da sie ihre Gottesdienste - mit bestimmten Obergrenzen - oft durchführen konnten, während dies für politische, kulturelle oder gesellschaftliche Anlässe in der Regel nicht möglich war. Die Kirchen und Religionsgemeinschaften leisteten mit ihren Anlässen einen wichtigen Beitrag zur sozialen Kohäsion in einer Zeit stark dezimierter persönlicher Begegnungen. Manche Kirchen wurden auch als Impfzentren zur Verfügung gestellt. Doch es zeigte sich auch, dass das von den Kirchen und Religionsgemeinschaften zumindest im ersten Lockdown geduldete einsame Sterben von Kranken - auch wenn deren Isolation medizinisch nachvollziehbar war - kein Konzept für die Zukunft sein kann. Die Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Schweiz, aber auch in Europa haben sich in diesem Punkt vielleicht zu konzilient

gegenüber den übergeordneten, restriktiven Bestimmungen gezeigt. So hat sich im Lauf der Pandemie das Bewusstsein ausgeformt, dass an dieser Stelle Justierungsbedarf besteht: Niemand soll allein sterben müssen. Das Sterben, dieser Prozess des Aus-dem-Leben-Scheidens, gehört elementar zum Leben hinzu. Die Begleitung dieses Vorgangs kann nicht Opfer von medizinischen Hygienevorschriften werden. Die «Letzte Hilfe» ist eine Pflicht am Nächsten, für deren Erhalt die Kirchen und Religionsgemeinschaften Verantwortung übernehmen müssen.

In emotionaler Perspektive können die Kirchen und Religionsgemeinschaften einen institutionellen Raum bieten, in dem sich neben den wirtschaftlichen und sozialen Einschränkungen, die eine Pandemie mit sich bringt, auch die seelischen Entbehrungen von Menschen in Notlagen thematisieren lassen. Dies kann öffentlich in Gottesdiensten oder auch nicht öffentlich in persönlicher Seelsorge geschehen. Wichtig ist jedenfalls, dass diesen Dimensionen menschlichen Lebens entsprechende Räume zu ihrer Darstellung und Thematisierung gegeben werden. Sowohl öffentliche Veranstaltungen wie auch seelsorgerliche Kontakte sind unter Wahrung von Distanzmassnahmen möglich - etwa über soziale Medien, Telefon oder andere Kommunikationsmöglichkeiten. Die menschliche Ultrasozialität kann nicht über längere Zeiträume hinweg eingeschränkt werden, ohne dass dies mit einer Schädigung der emotionalen Stabilität der Menschen einherginge. Die Kirchen und Religionsgemeinschaften tragen eine institutionelle

Verantwortung, diesen Gefahren kreativ, wirkungsvoll und nachhaltig zu begegnen. Die nicht zu unterschätzenden digitalen Kompetenzen der älteren Generationen sind weiter zu fördern. Die Gedenkminute am 5. März 2021 für die bis damals zu beklagenden 9300 Opfer der Pandemie zeigte, dass das gesamtgesellschaftliche Engagement von Kirchen und Religionsgemeinschaften von der Öffentlichkeit geschätzt und gefordert und auch von der Politik getragen wird.

III. Die Kirchen und Religionsgemeinschaften in künftigen Krisen

Die Kirchen und Religionsgemeinschaften, aber auch die wissenschaftliche Theologie haben zunächst deutlich zu machen, dass kommenden Krisen – besonders wenn sie globales Ausmass haben oder von einer persönlichen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Dramatik wie diejenige der Covid-19-Pandemie sind – mit dem vielleicht trivial wirkenden, aber elementaren und doch oft vernachlässigten Grundgedanken begegnet werden muss, dass der Mensch selbst im Anthropozän einem grösseren Ganzen gegenübersteht, das er nicht vollständig, ja nicht einmal zur Hauptsache kontrollieren kann. Der Homo faber vermag vieles zu tun, aber nicht alles. Die Religion kann als Resonanzraum für umfassende Fragen nach der Stellung des Menschen gegenüber dem Unverfügbaren dienen – als gute Religion lässt sie diese Fragen zu, analysiert sie und versucht sie zu verstehen und einzuordnen, aber sie wartet

nicht mit vorschnellen Antworten auf. Für viele umfassende Fragen im Bereich der Religion gilt, dass sie, da sie das Unverfügbare betreffen, eher mit Nachdenklichkeit anzugehen sind als in der Erwartung, dass für sie adäquate Problemlösungsstrategien zu generieren sind. Mit dem Fokus auf Nachdenklichkeit leisten die Kirchen und Religionsgemeinschaften einen wichtigen Beitrag zu einer entwickelten intellektuellen Kultur der Schweiz.

Doch den Kirchen und Religionsgemeinschaften kommen in künftigen Krisen auch praktische Aufgaben zu. Ihre Botschaft kann weder der politische Aktivismus («aufgrund unseres Glaubens fordern wir von der Politik dieses oder jenes») noch der politische Quietismus sein («die Krise ist grösser als wir und wir können nichts gegen sie ausrichten»). Vielmehr haben sie sich für eine umfassende, respektvolle und angemessene Diskussionskultur einzusetzen und für mehr private und öffentliche Gelassenheit und Toleranz im Umgang mit den entstandenen Problemen und gescheiterten Lösungsversuchen zu sorgen. In der Covid-19-Pandemie befand sich die Schweiz oft im Blindflug - es fehlten die nötigen Daten und Erkenntnisse, um richtig handeln zu können. In den Medien, in der Politik und in der Öffentlichkeit ergab sich mitunter die eigenartige Situation, dass die Handlungsträger aufgrund von Wissensbeständen beurteilt wurden, die zum Zeitpunkt einer Entscheidung noch gar nicht vorlagen. Besonders unter solchen Bedingungen ist eine gewisse gegenseitige Fehlertoleranz nötig. Um die fundamentalen Voraussetzungen einer gesunden geistigen Atmosphäre -

um einen kultivierten Diskussionston, um sachliche Argumentationen - sollen, können und müssen die Religionsgemeinschaften im öffentlichen Diskurs bemüht sein. Gegen aussen und innen werden sie aus den Traditionen schöpfen, die ihre Angehörigen über Jahrhunderte hinweg entwickelt, gehört und diskutiert haben. Manche dieser Gedanken wurden oft als hilfreich empfunden, andere nicht - dies ergibt sich aus den jeweiligen Problemlagen, Auslegungsprozessen und Anwendungsfragen.

Auch in sehr konkreten Fragen können die Kirchen und Religionsgemeinschaften in der Zukunft zu Krisenresilienz beitragen: Wenn künftige Krisen - dem Wesen ihrer Definition entsprechend - mit der Bedrohung menschlichen Lebens, ja mit Sterben und Tod zusammenhängen werden, so sind die Kirchen und Religionsgemeinschaften gefragt, ihre ureigene Kompetenz auf diesem Gebiet in die Diskussion mit einzubringen. Die Gesellschaft hat nicht nur die Aufgabe, medizinisch auf epidemische oder pandemische Problemlagen zu reagieren, sondern die dafür kompetenten und zuständigen Institutionen haben auch eine klare Vorstellung dazu zu entwickeln, wie sie mit der existenziellen Bedrohung und dem Ende menschlichen Lebens in einer Krise in persönlicher und sozialer Verantwortung umgehen wollen. Sollte sich für die Behandlung medizinischer Notfälle die Notwendigkeit von Triagen ergeben, so ist es zu spät, erst zu diesem Zeitpunkt darüber nachzudenken, wie diese gehandhabt werden sollen und auf welchen grundsätzlichen Überlegungen diesbezügliche Entscheidungen beruhen sollen.

Die Covid-19-Krise hat den Kirchen und Religionsgemeinschaften – wie dies in anderen Bereichen der Gesellschaft auch der Fall war – einen enormen Digitalisierungsschub verliehen. Die digitalen Kompetenzen haben sowohl auf der Anbieter- wie auch der Abnehmerseite stark zugenommen. Doch wenn eines deutlich geworden ist in der Pandemie, dann dies: Persönliche Begegnungen lassen sich auf Dauer nicht durch digitale Angebote ersetzen. Der Mensch ist ein ultrasoziales Wesen, und alles, was die Ausübung dieser Sozialität behindert, setzt seine persönliche Integrität aufs Spiel.

Ausgewählte Literatur

Bedford-Strohm, Heinrich (2021): «Wo ist Gott in der Pandemie? Theologische Überlegungen aus Praxis und Reflexion kirchenleitenden Handelns», in: *Evangelische Theologie*, 81, S. 87 – 100.

Springhart, Heike (2021): «Gottesdienstliches digitales Neuland in Zeiten der Pandemie. Ein Erfahrungsbericht in theologischer Absicht», in: *Evangelische Theologie*, 81, S. 124 – 135.

Striet, Magnus (2021): *Theologie im Zeichen der Corona-Pandemie. Ein Essay*, Grünewald: Ostfildern.

Yendell, Alexander; Hidalgo, Oliver; Hillenbrand, Carolin (Hg.): *Die Rolle von religiösen Akteuren in der COVID-19-Pandemie. Eine theoriegeleitete empirische Analyse mit politischen Handlungsempfehlungen*, Institut für Auslandsbeziehungen: Stuttgart 2021. <https://doi.org/10.17901/akbp1.09.2021>

Kommunikation mit und durch Sprache*

I. Covid-19 und Kommunikation mit und durch Sprache

Seit Beginn der Pandemie sind die Zeitungen, die Talkshows und die Plattformen im Internet voll von Kommentaren, Stellungnahmen und Diagnosen zu der Frage, ob und wie die Covid-19-Krise die Gesellschaft verändert, verändern wird oder schon verändert hat. Auch nach mehr als einem Jahr sind die Versuche der Zeitgenossen und -genossinnen nicht abgerissen, reflektierend zu begleiten, was wir seither alltäglich erleben – wiewohl man wissen kann, dass es dazu eines Abstands bedürfte, den im Moment noch niemand beanspruchen kann. Auch der vorliegende Beitrag ist deshalb mit der Einschränkung versehen, dass es (viel) zu früh ist, um die mittel- und langfristigen Folgen der Pandemie für die Gesellschaft (innerhalb und ausserhalb der Schweiz) verlässlich darzulegen. Für einen sehr begrenzten Bereich – die Kommunikation mit und durch Sprache – soll gleichwohl der Versuch gemacht werden, die Relevanz etwas näher zu bestimmen, die den mit der Pandemie einhergehenden Veränderungen zukommen

könnte. So spricht viel dafür, dass die Pandemie mit ihrer weitreichenden Problematisierung der Face-to-face-Interaktion zu einer Hybridisierung von Kommunikation beigetragen hat, die insbesondere die Bedingung der *Kopräsenz* (Goffman 1963) und damit das Sprechen und Zuhören *unter Anwesenden* betrifft. Wenn es längerfristige Folgen der Pandemie für Sprache als Kommunikationsmedium geben sollte, dürften sie in diesem Kontext zu finden sein.

* Der vorliegende Beitrag ist durch den Universitären Forschungsschwerpunkt Sprache und Raum der Universität Zürich (UFSP SpuR: www.spur.uzh.ch, Zugriff: 27. 7. 2021) unterstützt worden. Aus dem UFSP ist u. a. das SNF-Projekt «Interaktion und Architektur» (IntAkt: www.ds.uzh.ch/de/projekte/intakt, Zugriff: 27. 7. 2021) hervorgegangen, innerhalb dessen wir seit dem FS 2020 die Auswirkungen der Pandemie auf den Lehrbetrieb (den Übergang von Kontakt- zu Fernlehre) dokumentiert und analysiert haben. Mein Dank geht an Kenan Hochuli, Johanna Jud und Alexandra Zoller für zahlreiche Diskussionen, Anregungen und gemeinsame Datensitzungen und an Andi Gredig vom Deutschen Seminar für eine Reihe von Anmerkungen zu einer ersten Version des Beitrags.

II. Anwesenheit versus Erreichbarkeit

Ohne dass es als Versuchsanordnung irgendwo festgelegt worden wäre, ist seit März 2020 auch in der Schweiz ein einzigartiges soziales Grossexperiment angelaufen. Es besteht in der weitreichenden Einschränkung von Interaktion, die als eine auf Kopräsenz (bzw. Anwesenheit) beruhende Sozialform (Hausendorf 2020) auf einen Schlag (und zu Recht!) unter den Generalverdacht der Pandemieverbredung geraten ist. Dabei wird die Interaktion vielleicht nicht zufällig an ihren Extremen

besonders hart getroffen: Mit der Einschränkung der Versammlungsfreiheit wird einerseits die Versammlungsöffentlichkeit der Interaktion in Grossgruppen («Massen») unterbunden. Mit dem allgegenwärtigen Abstandsgebot wird andererseits nicht nur die Reichweite der Kommunikationsorgane strapaziert, sondern es werden insbesondere die Intimität und die Exklusivität der Interaktionsdyade empfindlich beeinträchtigt. Das Sozialleben moderner Gesellschaften kommt mit diesen Einschränkungen aber keineswegs zum Erliegen. Die modernen Teilsysteme unserer Gesellschaft setzen schon längst nicht mehr exklusiv und dominant auf Anwesenheit, sondern operieren unter der Bedingung von *Erreichbarkeit*: Sie können sich darauf verlassen, dass mehr oder weniger weltweit gesendet und empfangen, gelesen und geschrieben werden kann (Luhmann 2014). Mit dem Schreiben und Lesen von Nachrichten und Mitteilungen in mobilen und fast jederzeit und überall verfügbaren elektronischen Umgebungen ist Erreichbarkeit in Form von *Lesbarkeit* (Hausendorf et al. 2017) auch schon vor dem Ausbruch der Covid-19-Pandemie zu einer viel kommentierten Alltagserscheinung geworden. Die Pandemie hat die auf Erreichbarkeit basierenden Formen der Kommunikation noch einmal mächtig angekurbelt und intensiviert, weil durch sie Interaktion unter Anwesenden unter Infektionsverdacht geraten ist.

Dabei tritt ein bestimmter Typus hybrider Kommunikation besonders dominant in Erscheinung. Er existiert nicht erst seit der Covid-19-Pandemie, aber er verbreitet sich ähnlich rasant wie das Virus selbst und

beruht auf einer Kreuzung der Merkmale von Anwesenheit und Erreichbarkeit. Schon Anwesenheit ist nicht einfach eine physi(kali)sche Gegebenheit, sondern eine kommunikative Konstruktion, die darauf beruht, dass man wahrnehmen kann, dass man wahrgenommen wird (Goffman 1963). Wie genau diese Wahrnehmungswahrnehmung im konkreten Einzelfall bewerkstelligt wird, ist dann schon eine empirische Frage. Zwei Leute im gleichen Zimmer, die einander zum Beispiel aufgrund einer Trennscheibe nur einseitig wahrnehmen können, sind also im hier angesetzten Sinn nicht wechselseitig «anwesend», zwei Leute, die über ein Telefon sicherstellen können, dass sie sich gegenseitig hören können, aber sehr wohl (auch wenn zwischen ihnen der Atlantik liegen mag). Wenn man folglich das Telefongespräch als Fall von anwesenheitsbasierter Interaktion verortet, wird man gleichwohl darauf bestehen wollen, dass in diesem Fall auch *Erreichbarkeit* im Spiel ist: Ich muss den anderen ja offenkundig auch erreichen können, bevor ich ihn wahrnehmen kann. Um das gebührend in Rechnung zu stellen, bietet sich die in der Systemtheorie verbreitete Figur des «re-entry» an (Luhmann 2002). Sie besteht abstrakt gesagt darin, eine Unterscheidung auf der einen Seite derselben Unterscheidung noch einmal ein- und durchzuführen, das heisst «wiedereintreten» zu lassen:

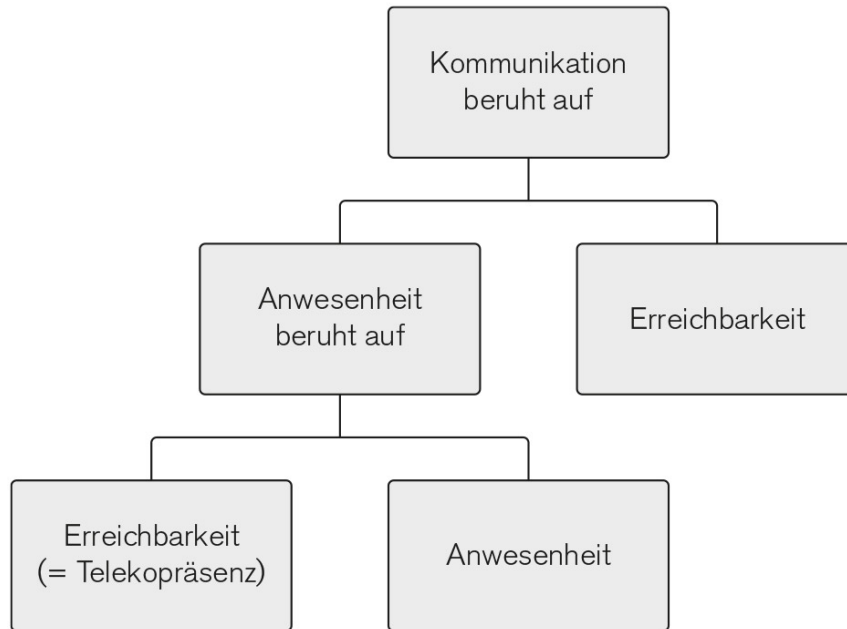


Abbildung 1:
Anwesenheit vs. Erreichbarkeit als Ausgangspunkt hybrider Kommunikation

Wir können (und müssen) dann im Bereich der anwesenheitsbasierten Kommunikation den weiteren Fall unterscheiden, dass Anwesenheit auf Erreichbarkeit beruht, die Wahrnehmungswahrnehmung also medial hergestellt wird. Damit haben wir einen Spezialfall hybrider Kommunikation («Telekopräsenz» im Sinn von Zhao 2003). Am Fall des Telefonierens kann man sich gut klarmachen, was dabei passiert: Die Interaktion wird anfälliger, weil sie sich nicht mehr auf die «Bordmittel» der beteiligten Körper verlassen kann, sondern auf Medientechnologien (z. B. in Form der Übertragung, der Sendung und des Empfangs elektrischer Signale) und -institutionen (z. B. eine Art Fernmeldewesen) angewiesen ist. Aber sie bleibt doch unzweifelhaft Interaktion. In genau diesem Sinn haben wir es mit einer «Kreuzung» zweier sonst unterscheidbarer Merkmale bzw. mit dem

Wiedereintritt einer Unterscheidung auf der einen Seite der Unterscheidung zu tun. Eben dieser Typus hybrider Kommunikation, der auf Telekopräsenz beruht, hat sich seit dem Ausbruch der Pandemie rasant verbreitet. Man denke dazu an all die neuen, inzwischen schon längst routinisiert verwendeten Softwaretools für Meetings und Videokonferenzen. So ist Zoom bereits zur Bezeichnung für einen neuen Typus von Kommunikation geworden (vom Marken- zum Gattungsnamen), und unter dem Stichwort «zoom fatigue» werden bereits erste Begleiterscheinungen dieser Kommunikation medienwirksam kritisch diskutiert.

III. Telekopräsenz als hybride Kommunikationsbedingung

Ihre erste Welle der Verbreitung hat Telekopräsenz mit der Allgegenwart des Telefons erlebt, die zweite Verbreitungswelle ist seit Ausbruch der Pandemie mit der Nutzung des Internets und mobiler Endgeräte für Video- bzw. Bildtelefonie angelaufen. Zwar ist die dafür notwendige Technologie schon sehr viel älter, aber in ihrer gesellschaftlichen Relevanz ist sie gleichwohl ein noch junges Phänomen: «In 2020, video conferencing went from a novelty to a necessity, and usage skyrocketed due to shelter-in-place throughout the world» (Fauville et al. 2021). Viele der mit dieser Verbreitungswelle einhergehenden Tipps aus der Ratgeberliteratur leben von der Hypostasierung eines Ur- und Reinzustands «natürlicher» Kommunikation. So wird zum Beispiel immer